

# Die Unzerbrechliche

*Elf Jahre in Gefangenschaft. Wie ich überlebte*



*Das erste Opfer der  
Cleveland-Entführung  
spricht*

# Michelle Knight

*mit Michelle Burford*

# INHALT

Über die Autorinnen

Titel

Impressum

Widmung

Hinweis an die Leser

Vorwort

Kapitel 1 Verloren und Gefunden

Kapitel 2 Meine Familie

Kapitel 3 Unter der Brücke

Kapitel 4 Botengänge

Kapitel 5 Andere Umstände

Kapitel 6 Knuddelbärchen

Kapitel 7 Sie nehmen mir Joey weg

Kapitel 8 Verschwunden

Kapitel 9 Gefangen

Kapitel 10 Das Verlies

Kapitel 11 Lobo

Kapitel 12 Der Hof

Kapitel 13 Ein Fernseher und eine Dusche

Kapitel 14 Das zweite Mädchen

Kapitel 15 Schwanger

Kapitel 16 Das dritte Mädchen

Kapitel 17 meine neue kleine Schwester

Kapitel 18 Stimmen

Kapitel 19 Der Van

Kapitel 20 Richtige Arbeit

Kapitel 21 Ein Lichtstrahl im Haus

Kapitel 22 Juju und Chelsea

Kapitel 23    Senf  
Kapitel 24    Kaputt  
Kapitel 25    Gefunden  
Kapitel 26    Ein neuer Anfang  
Kapitel 27    Ich habe mein Leben wieder  
Bildtafel  
Nachwort  
Dank

# ÜBER DIE AUTORINNEN

**Michelle Knight** macht derzeit in Cleveland eine Ausbildung zur Köchin. In ihrer Freizeit singt, malt und zeichnet sie und genießt ihre wiedergewonnene Freiheit.

**Michelle Burford** ist New York Times-Bestsellerautorin und Co-Autorin und lebt in New York. Besuchen Sie sie auf [www.MichelleBurford.com](http://www.MichelleBurford.com)

Michelle Knight

# DIE UNZERBRECHLICHE

*Elf Jahre in Gefangenschaft. Wie ich überlebte.*

Aus dem amerikanischen Englisch  
von Isabell Lorenz und Bernhard Schmid

**BASTEI ENTERTAINMENT** 

# BASTEI ENTERTAINMENT

Vollständige E-Book-Ausgabe  
des in der Bastei Lübbe AG erschienenen Werkes

Bastei Entertainment in der Bastei Lübbe AG  
Copyright © 2014 by Michelle Knight und Michelle Burford  
Titel der amerikanischen Originalausgabe: »Finding me«  
Originalverlag: Perseus Book LLC

Für die deutschsprachige Ausgabe:  
Copyright © 2015 by Bastei Lübbe AG, Köln  
Textredaktion: Dr. Ulrike Strerath-Bolz, Friedberg  
Umschlagmotiv: Deborah Feingold Photography  
Umschlaggestaltung: Susanne Wenzler  
Umsetzung eBook: Greiner & Reichel, Köln  
ISBN 978-3-8387-5686-8

[www.bastei-entertainment.de](http://www.bastei-entertainment.de)  
[www.lesejury.de](http://www.lesejury.de)

Für Joey

## HINWEIS AN DIE LESER

Wenn es für die Erzählung hilfreich war, habe ich bei der Wiedergabe der Ereignisse in diesem Buch den chronologischen Ablauf gestrafft oder leicht abgewandelt und Einzelheiten verändert. Dialoge sind so wiedergegeben, wie ich sie als wahrscheinlich in Erinnerung habe. Für den genauen Wortlaut garantiere ich nicht. Zum Schutz der Rechte von Personen wurden Namen und Merkmale mit Wiedererkennungseffekt bei einigen Personen geändert.



# VORWORT

Ich verschwand im Jahr 2002, und kaum jemand schien es zu bemerken. Ich war einundzwanzig und Mutter eines kleinen Kindes, und eines Nachmittags ging ich in einen *Family Dollar Store*, um nach dem Weg zu fragen. Die nächsten elf Jahre verbrachte ich eingesperrt in der Hölle. Diesen Teil meiner Geschichte kennen Sie vielleicht schon. Aber es gibt noch viel mehr, wovon Sie nichts ahnen können.

Über vieles habe ich noch nicht gesprochen. Nicht über das furchtbare Leben, das ich auch schon vor meiner Entführung hatte. Nicht darüber, wieso ich mit dem Mann sprach, der in dem Laden auf mich zukam. Nicht über mein ungutes Gefühl, als wir zusammen den Laden verließen. Auch nicht über das, was sich wirklich zwischen Gina, Amanda und mir in diesem Gefängnis abspielte. Tatsächlich habe ich meine ganze Geschichte nie erzählt. Bis jetzt.

Ich bin nicht die Erste, die durch solch eine Hölle ging. Sobald ein dramatischer Entführungsfall bekannt wird, sind alle entsetzt. Jaycee Dugard verbrachte achtzehn Jahre angekettet in einem Hinterhofschuppen in Kalifornien. Elizabeth Smart wurde aus ihrem Schlafzimmer in Salt Lake City gekidnappt, im selben Sommer, als ich entführt wurde. Shawn Hombeck, der Junge aus Missouri, wurde auf dem Weg zu seinem Freund vom Fahrrad gerissen. Und im November 2013 wurden in London drei Frauen gefunden, die man dreißig Jahre lang als Sklavinnen gehalten hatte. Solche Geschichten kommen in die Schlagzeilen. Doch wenn die Sensation verblasst, geraten

all die Menschen, die immer noch vermisst werden, wieder in Vergessenheit. Auch aus diesem Grund lege ich jetzt und hier mein Leben offen. Alle sollen sich an die Menschen erinnern, die einfach verschwunden sind.

Und um eines bitte ich Sie: Sollte Ihnen etwas seltsam vorkommen – ein Kind, das längere Zeit in der Schule fehlt, eine Frau, die offenbar das Haus nicht verlassen kann –, rufen Sie bei der Polizei an und bitten Sie um Überprüfung. Und machen Sie sich keine Sorgen: Die Gefahr, dass Sie sich blamieren, wenn alles in Ordnung ist, ist äußerst gering. Wenigstens können Sie sich dann guten Gewissens sagen, Sie hätten helfen *können*, wäre jemand wirklich in Not gewesen. Bitte, nehmen Sie sich immer die zwei Minuten Zeit, die solch ein Anruf dauert.

Unsichtbar – so fühlte ich mich die fast viertausend Tage, die ich in Ariel Castros Höllenloch überlebte. Tag für Tag dachte ich an nichts anderes als daran, wie ich zu meinem Sohn Joey zurückkommen könnte. Ehe mir das alles passierte, hätte ich es nicht für möglich gehalten, aber nun weiß ich, dass jeder von uns Opfer einer Entführung werden kann. Überall. Jederzeit. Und an jenem Sommertag, als es mir passierte, schien es nicht allzu viele Leute zu kümmern. Niemand hielt eine Mahnwache. Es gab keine Meldung in den Nachrichten. Weder meine Verwandten noch meine Nachbarn taten sich zusammen und hängten Flugblätter auf. Die Welt ging ihren gewohnten Gang, als hätte ich nie existiert. Ich brüllte mir die Seele aus dem Leib, so kam es mir vor, und niemand hörte mich.

Jeder ist jemandes Kind. Wir kennen nicht alle Namen, aber wir können die Menschen in unserem Gedächtnis bewahren. Und wir können, wie bereits gesagt, uns zu Wort melden, wenn uns etwas merkwürdig vorkommt. Meine elf Jahre hätten bedeutend kürzer sein können, wären mehr Leute aufmerksam gewesen und hätten sich die Zeit genommen, die Polizei zu verständigen.

Es fällt schwer, zurückzuschauen auf das Geschehene, aber noch viel schwerer war es, das alles zu durchleben. Die Erinnerungen überfallen mich an allen möglichen Orten. Ich habe keine Ahnung, ob sich dieses Chaos je ganz ordnen lässt, aber versucht habe ich es. Manches habe ich vielleicht ausgelassen, aber ich gebe hier wieder, woran ich mich nach elf Jahren Gefangenschaft erinnere. Der Mann, der mir einen großen Teil meines Lebens gestohlen hat, hätte gewollt, dass ich schweige. Gerade deshalb schweige ich nicht. Schon bevor ich dieses eine Mal zur falschen Zeit am falschen Ort war, kam ich mir vor wie ein Mensch ohne eigene Stimme. Deshalb will ich jetzt meine Stimme erheben, auch für all die Frauen und Kinder, die immer noch nicht gehört werden. Ich hoffe, es wird nie wieder jemanden geben, der sich so fühlt, wie ich mich viele Jahre lang fühlte. Weggeworfen. Unbeachtet. Vergessen.

Ja, ich habe eine der schrecklichsten Erfahrungen gemacht, die ein Mensch durchleiden kann. Und doch geht es in meiner Geschichte vor allem um Hoffnung. Man hat mich angekettet, geschlagen, mich hungern lassen, aber meinen Überlebenswillen konnte dieses Ungeheuer nicht völlig brechen. Wieder und wieder habe ich mich aufgerafft und habe durchgehalten. Und wie ich das geschafft habe, will ich Ihnen jetzt erzählen.

# KAPITEL 1 VERLOREN UND GEFUNDEN

An jenem Morgen im September 2013 wachte ich früh auf, gegen fünf Uhr. In der Nacht hatte ich kaum geschlafen. Ein ganzer Wirbel von Gedanken war mir durch den Kopf gegangen. *Wie ist Joeys Leben verlaufen, seit ich ihn zuletzt gesehen habe? Wie sieht er aus, jetzt mit vierzehn? Ist er glücklich in seinem neuen Zuhause? Kommt er gut in der Schule zurecht? Was will er mal werden, wenn er groß ist? Weiß er überhaupt, dass ich seine Mutter bin?*

So viele Fragen wollte ich stellen. So viele Jahre habe ich versäumt. So gern wollte ich meinen Sohn sehen, aber ich durfte nicht – bis jetzt jedenfalls. Mit vier Jahren wurde er adoptiert, und seine neue Familie wollte sein Leben nicht auf den Kopf stellen. Das verstand ich zwar, aber es brach mir trotzdem das Herz.

»Fürs Erste wollen sie gern Fotos von ihm schicken«, hatte mir meine Anwältin Peggy erklärt. »Aber Sie müssen seine Identität schützen, deshalb dürfen Sie die Fotos nicht in die Öffentlichkeit bringen.« An diesem Vormittag hatten wir uns verabredet, damit sie mir die Fotos zeigen konnte.

Peggy gab mir die zwei Blätter, und ich legte sie auf dem Tisch nebeneinander. Es waren acht fotokopierte Bilder, vier auf jedem Blatt. Ich betrachtete das erste, und schon liefen mir heiße Tränen das Gesicht herunter.

»Mein Gott, der sieht ja genauso aus wie ich!«, rief ich. Joey hatte ein Baseball-Shirt an und trug eine Kappe auf seinem dunklen, lockigen Haar. Der Baseballschläger lag in seinem Arm. Das Foto schien aktuell zu sein. Er hatte immer noch die niedliche Stupsnase, und er schien groß zu

sein für sein Alter. Das musste er wohl von seinem Vater haben, denn der war gut ein Meter achtzig. Aber das breite Lächeln, die kleinen Ohren und diese vollen Lippen? Das kam alles direkt von mir. Ich schob die Bilder zur Seite, damit die Tränen, die mir von den Wangen tropften, sie nicht verdarben. Peggy gab mir ein Taschentuch.

»Sehen Sie nur«, sagte ich weinend. »Er liebt Baseball, ganz genau wie ich!«

Eines nach dem anderen betrachtete ich die Bilder. Auf dem zweiten Foto – da schien er etwa sieben zu sein – kniete er und trug einen Anzug. Auf dem nächsten knetete er irgendeinen Teig in einer Schüssel. »Er kocht gern, genau wie ich!«, rief ich. Zusätzlich zu dem Baseballfoto gab es noch eines mit Hockeyschläger und ein weiteres mit Taucherausrüstung in einem Swimmingpool. Schließlich noch eines, auf dem man ihn beim Inlineskaten sah.

»Der ist ja eine echte Sportskanone«, sagte ich.

Peggy nickte und lächelte mir zu. Auf jedem einzelnen Foto wirkte er glücklich. Sehr glücklich.

Langsam zeichnete ich mit den Fingern Joeys Gesicht nach. Ich wollte ihn so gern berühren und in den Arm nehmen. Ihm erzählen, wie sehr er mir gefehlt hatte. Inzwischen waren fünf Monate seit meiner Flucht vergangen, und die ganze Zeit hatte ich gehofft, ihn endlich wiederzusehen. Aber mehr als diese Fotos hatte ich bis jetzt nicht von ihm.

Als ich an dem Abend nach Hause kam, zog ich die Fotos aus der Tasche und betrachtete sie noch einmal. Ich sah Joeys helle Augen und das breite Lächeln, und ich fühlte alles, was eine Mutter, die ihr Kind verloren hat, nur fühlen kann. Bedauern. *Es hätte alles ganz anders kommen können für uns.* Und Wut. *Wieso musste dieses Ungeheuer ausgerechnet mich entführen?* Aber auch Freude und Erleichterung. *Gott sei Dank, dass sich jemand um meinen kleinen Jungen gekümmert hat.* Ich steckte die Blätter mit

den Kopien in eine blaue Mappe, auf die ich vorher schon einen Schmetterlingssticker geklebt hatte.

Dieser Tag in Peggys Kanzlei war nicht das Ende meiner Geschichte. Im Grunde war es ihr Anfang. Zweimal habe ich mich auf die Suche nach meinem Sohn gemacht. Das erste Mal, als er zweieinhalb Jahre alt war, und das zweite Mal nach einer Trennung von zwölf langen Jahren. Ich hoffte nur, dass ich ihn bald wieder ganz fest in die Arme nehmen könnte.

## KAPITEL 2 MEINE FAMILIE

Das Innere dieses braunen Kombis werde ich nie vergessen: die verdreckten Fußmatten und den Gestank nach verfaulten Äpfeln. Als ich vier war, wohnte meine Familie in dem Auto. Ich, meine Brüder, die zwei Jahre alten Zwillinge Eddie und Freddie, und mein kleiner Cousin Mikey, wir vier kauerten uns auf dem Rücksitz zusammen und versuchten, uns unter einer kleinen, schmutzigen Decke warm zu halten.

»Zisch ab!«, brüllte Freddie oft. Er war der gesprächigere der Zwillinge - und der, der meist die Decke für sich allein beanspruchte. Er ballte dann die kleine Faust und versetzte Eddie einen Stoß. Eddie war eher ruhig für sein Alter und boxte selten zurück. Sie waren eineiige Zwillinge und hatten die gleiche olivfarbene Haut und das gleiche dunkle, lockige Haar. Trotzdem konnte ich sie meist gut auseinanderhalten, wenn ich nur darauf achtete, wer am meisten rempelte und schubste.

»Lass das. Schubs ihn nicht immer, Freddie«, sagte ich dann oft. Ich war gut zwei Jahre älter und deshalb die große Schwester mit der Aufgabe, die Streitereien zu schlichten. »Hier, ihr könnt was von meiner Decke abhaben«, sagte ich, wenn sie wieder an der Decke herumzertrten. »Aber hört jetzt mit dem Streiten auf.« Das funktionierte etwa drei Minuten, bis alles wieder von vorne anfang. Ich mochte sie sehr, auch wenn sie mich ziemlich nervten.

Manchmal parkte mein Vater den Wagen außerhalb von Cleveland neben einer Apfelplantage. Wir pflückten unsere

Mahlzeiten direkt vom Baum. Ich stopfte mich mit grünen Äpfeln voll, bis mir der Bauch wehtat. »Verstaut die übrigen Äpfel hinten, dann haben wir noch was für später«, sagte meine Mutter. Einen nach dem anderen warf sie die Äpfel zu uns nach hinten. Sobald ich einen gefangen hatte, spielte ich gern Verstecken mit dem kleinen Mikey, der braune Haare hatte und sehr mager war.

»Rat mal, wo ich meinen versteckt habe«, forderte ich ihn auf. Mikey zuckte mit den Schultern und grinste.

»Ich weiß es, ich weiß es!«, rief Freddie. »Der ist hinter dir!«

Ich holte den Apfel hinter meinem Rücken vor, schwenkte ihn vor Mikeys Gesicht, und ihn haute es total um. Jedes Mal fiel er auf den Trick herein. Stundenlang vergnügten wir uns mit solch albernen Spielchen. Und jedes Mal, wenn wir zu der Plantage fahren, verstauten wir so viele Äpfel hinten im Wagen, dass wir manchmal vergaßen, wohin wir sie gesteckt hatten. Deshalb stank das ganze Auto.

Ich weiß nicht, wie es kam, dass wir obdachlos waren, oder wie es uns überhaupt nach Ohio verschlagen hatte. Meine Eltern redeten nicht viel über ihr Leben. Im Laufe der Jahre schnappte ich aber einiges auf. Einmal erzählte meine Mutter zum Beispiel, dass sie irisches, schwarzes, hispanisches, indianisches und arabisches Blut in sich hatte. »Wir sind Promenadenmischungen«, sagte sie. Daher kamen wohl meine dicken, vollen Lippen, die sie ja auch hatte. Und manchmal hörte ich von ihr einzelne Worte Spanisch oder Arabisch, also musste das wohl stimmen, was sie da erzählte, wenigstens das. Außerdem hatte sie so einen Lieblingsspruch: »Kinder soll man sehen, aber nicht hören.«

Ich hatte viele Fragen. War sie mehrsprachig aufgewachsen? Hatten ihr ihre Eltern diese Sprachen beigebracht? Hatte sie immer in Ohio gelebt? Aber die Erwachsenen in meiner Umgebung erzählten uns Kindern



nie etwas. Und wenn ich meinen Vater nach seinem Leben fragte, sagte er immer nur: »Das ist Erwachsenenkram, nichts für Kinder.« So weiß ich nicht, wo oder wie sie aufwuchsen.

Ich glaube, wir verbrachten ein ganzes Jahr in diesem Kombi. Und als wir dann endlich in ein Haus zogen, wurde unser Leben auch nicht viel besser. Ich weiß nicht mehr, wie der erste Stadtteil hieß, in dem wir wohnten, aber dass unser Haus in einem Problemviertel lag, das weiß ich sehr wohl. An den Ecken standen Prostituierte, Zuhälter und Drogendealer. Es gab Banken und Geschäfte mit Autoschalter. Und der Schnapsladen am Ende der Straße hatte die ganze Nacht geöffnet.

Wir blieben nur ganz kurz in dem Haus. In meiner Kindheit zogen wir so oft um, dass es schon nicht mehr komisch war. So etwa alle zwei bis drei Monate müssen wir wohl in ein anderes Haus gezogen sein, ungelogen. Meine Tante und mein Cousin zogen immer mit. Und später kamen noch viele weitere Verwandte - aber davon erzähle ich gleich.

Wohin wir auch zogen, es war immer das übelste Viertel der Stadt. Cleveland wird durch den Cuyahoga River in eine Ost- und eine Westseite geteilt. Wir blieben meist auf der Westseite. Selten fuhren wir auf die andere Seite des Flusses, und dann fiel mir auf, dass dort Leute in riesigen Häusern mit großen, grünen Vorgärten wohnten. Die Straßen sahen so sauber aus, als könnte man davon essen. Sogar die Luft roch besser. Ich wünschte, wir hätten in diesem Teil der Stadt leben können. Ich wollte nicht wieder nach Hause; wir wohnten in einem Dreckloch. Wenn ich im Fernsehen etwas über Wohnprojekte in einer anderen Stadt sah, sagte ich mir: »Das sieht besser aus als unser Viertel.« Um ehrlich zu sein, unser Stadtteil war das Allerletzte.

Ich weiß noch, dass wir in einem Stadtteil besonders viel herumgezogen sind: in Tremont, in der Nähe des Zentrums.

Wo wir wohnten, gab es viel Bandenkriminalität und Drogen. Die Bürgersteige waren übersät mit Spritzen. Mindestens einmal in der Woche hörte ich mitten in der Nacht ein Gewehr losgehen. Eddie, Freddie, Mikey und ich waren damals in einem Zimmer untergebracht, und wir versteckten uns in der Ecke des winzigen Kleiderschranks, so schnell wir konnten.

»Alles okay mit dir?«, fragte ich Eddie.

Seine Lippen zitterten. »Ja«, flüsterte er. Mir war klar, er hatte genauso viel Angst wie ich. Aber ich war die große Schwester mit Beschützerinstinkt, deshalb spielte ich die Starke. »Alles wird gut«, sagte ich immer zu ihm.

Die Ausstattung von unserem ersten Haus fand ich schrecklich. Es bestand aus einem Erdgeschoss und einer ersten Etage, insgesamt vier Zimmer. Der Teppichboden war braun und hatte ein paar eklige Flecken. Auch unser Badezimmer war widerlich, und der Herd war kaputt.

Nach unserem Einzug in das Haus zogen furchtbar viel Verwandte zu uns. Ständig fragte ich mich: *Wo waren all diese Leute bloß, als wir noch in dem Kombi hausten?* Und abgesehen von den ganzen Tanten, Onkeln, Cousins und Cousinen, die bei uns einzogen, lernte ich später, als ich schon viel älter war, weitere Verwandte kennen - zum Beispiel meine Cousinen Lisa und Deanna. Wann immer jemand einzog, fragte ich: »Wer ist das denn?« Eine richtige Antwort bekam ich nie.

Es gab eine Zeit, da waren wir zu zwölft in dem Haus. Es war also immer ziemlich hektisch. Außerdem besuchten uns offenbar Wildfremde zu jeder Tages- und Nachtzeit. Andauernd klingelte es an der Tür, und dann gaben angsteinflößende Männer Päckchen ab. Oft fand ich nachts keinen Schlaf wegen der lautstarken Partys, die die Erwachsenen feierten. Meistens stank es im ganzen Haus.

Ich hatte nie dasselbe Zimmer für mich. Meine Cousinen und ich wurden andauernd in wechselnde Zimmer

verfrachtet.

»Wo schläfst du denn heute?«, fragte mich einmal eine Tante.

»Keine Ahnung«, antwortete ich ihr. »Ich such mir schon einen Platz.« An dem Abend trug ich meine kleine blaue Decke in das Zimmer, in dem Eddie und Freddie untergebracht waren, und legte mich neben ihrer Matratze auf dem Fußboden schlafen. Manchmal schlief ich im Zimmer meiner Eltern. Manchmal schlief ich sogar unten auf dem Wohnzimmersofa. Meine Brüder und Mikey zogen auch ab und zu hin und her, aber meist hatten sie ein festes Zimmer für sich. Aus irgendeinem Grund war ich das Kind, das am meisten hin und her geschoben wurde, vor allem, wenn wieder einmal jemand zu uns ins Haus zog. Es war, gelinde gesagt, chaotisch.

Ich war noch ganz klein, da passierte etwas, was mein Leben noch einmal veränderte, zum Schlimmeren. Mitten in der Nacht hatte ich Durst bekommen. Ich stand aus dem großen Bett auf, in dem ich damals schlief. Im Dunkeln stolperte ich über einen Haufen Sachen. Im Wohnzimmer sah ich meine Mutter; komplett angezogen schlief sie dort. Ich ging in die Küche, stellte einen Stuhl neben das Waschbecken und nahm mir etwas Wasser. Als ich ins Schlafzimmer zurückkam, saß ein Mann, einer meiner Verwandten, mitten auf dem Bett.

»Lauf nicht weg. Versuch es erst gar nicht«, flüsterte er mir ins Ohr.

Ich fing an zu weinen. In meinem Kopf drehte sich alles. *Wieso saß er hier auf meinem Bett? Hörte Mama uns denn nicht?*

»Mach einfach, was ich sage, dann passiert dir schon nichts«, sagte er. Er fuhr sich mit einer Hand in die Boxershorts, dann legte er mir die andere Hand auf den Kopf und drückte mich vor sich nach unten. Ich wollte schreien, aber als ich es versuchte, kam kein Laut. »Wenn du einem davon erzählst«, sagte er, »bring ich dich um.«

Ich hatte große Angst. Aber ich konnte nichts tun, konnte nur darauf achten, dass ich nicht zu laut weinte. Hinterher lag ich da und fühlte mich schmutzig und ganz allein.

Mama habe ich es nie erzählt. Der Mann hatte gedroht, mich umzubringen, daran musste ich immer denken. Und es blieb nicht bei dem einen Mal. Von da an machte er sich an mir auf jede nur denkbare Art zu schaffen. Anfangs ein paar Mal die Woche, aber als ich dann größer wurde, kam er fast jeden Tag. Egal, in welchem Bett ich landete, er fand mich immer und schlich sich zu mir. Ich hatte solche Angst, dass ich irgendwann schon gar nicht mehr schlafen gehen wollte. Manchmal blieb ich abends besonders lange auf und versteckte mich dann in einem Schrank. Wenn er mich nicht fand, vergaß er mich vielleicht und machte diese schrecklichen Sachen nicht mehr mit mir. Das war immer meine Hoffnung, aber meist kam es anders.

\*

Morgens herrschte bei uns zu Hause das reinste Chaos. Manchmal konnten wir Zähne putzen, manchmal nicht. Wenn es ging, dann machten wir es auch – aber das war nur etwa zweimal in der Woche. Mein Mund fühlte sich innen immer schmutzig und klebrig an.

»Komm her, Eddie«, sagte ich dann zu meinem Bruder und versuchte, ihm die Zahnbürste in den Mund zu stecken. Während ich an seinen Zähnen arbeitete, liefen Freddie, Mikey und ungefähr sechs weitere jüngere Cousins und Cousinen herum und spielten. Oft gingen uns Seife und Zahnpasta aus. Wenn ich mit Eddie fertig war, gab es in der Tube nicht mehr genug für die anderen.

Wenn ich die Zähne von einem der Kleinen geputzt hatte, half ich Mikey, der nicht allein baden konnte. Ich wusch ihm die Haare, trocknete seinen mageren Körper ab und hob ihn aus der Wanne. »Danke, Me-Shell!«, sagte er

dann immer mit breitem Lächeln. Manche Wörter konnte er nicht gut aussprechen, auch meinen Namen nicht. Aber er war einfach zu süß.

Wenn etwas zu essen im Haus war, frühstückten wir. Meine Brüder aßen dann immer Fruity Pebbles, ihre Lieblingsfrühstücksflocken mit Fruchtgeschmack. Auch wenn es nur ein No-Name-Produkt war, liebten sie es.

»Fruity Pebbles! Fruity Pebbles! Fruity Pebbles!« Den Singsang hörte ich manchmal morgens von den Zwillingen, wenn sie in ihrer Superman-Unterwäsche die Treppe hinaufkletterten. Sie aßen fast nichts anderes. Dass sie so wählerisch waren, obwohl wir doch kaum etwas zu essen hatten, begriff ich einfach nicht. Ich wünschte, meine Eltern hätten mehr Geld, wenigstens für die Grundnahrungsmittel. Doch sie schienen es beide nie lange in einem Job auszuhalten. Mama war irgendwann einmal fest angestellt als Krankenschwester, aber das hielt nicht lange an. Und was mein Vater oder die anderen Erwachsenen im Haus machten, wusste ich nicht genau. Ich wusste nur, es war nie genug Geld da.

Ich aß zum Frühstück meist ein Poptart, wobei mir die Füllung der Gebäcktaschen ziemlich egal war. Was ich aß, war mir nicht so wichtig. Hauptsache, ich bekam irgendetwas, damit mir der Magen nicht mehr so knurrte. Warmes Essen gab es fast nie. Als unser Herd kaputtging, stellte ich schon mal eine Dose Ravioli an den Heizkörper, um sie warm zu machen. Es funktionierte nicht, aber ich versuchte es wenigstens, damit meine kleinen Brüder und die Cousins und Cousinen zur Abwechslung mal etwas Warmes bekamen. Einmal konnte ich ein paar Hotdogs auf der Heizung aufwärmen.

»Kommt her, Kinder«, rief ich die Kleinen zusammen. »Setzt euch auf den Boden und esst.« Ich setzte sie in eine Reihe auf den schmutzigen Teppichboden und verteilte die gar nicht mehr so heißen Hotdogs. Nur die Würstchen, wohl gemerkt, denn Brötchen hatten wir nicht. Hotdogs,

Instant-Nudeln, Frühstücksflocken, Dosen spaghetti und Ravioli - etwas anderes aßen wir nicht. Fast alles kam aus Tüten oder Dosen.

Vor der Schule half ich meinen Brüdern beim Anziehen. Freddie rannte meist singend im Zimmer herum. Eddie ahmte Freddie gern nach und machte deshalb manchmal mit. Obwohl sie sich zum Verwechseln ähnlich sahen, hatten sie nie die gleiche Kleidung. Es war schon schwer genug, überhaupt etwas zum Anziehen für sie zu finden. An zusammenpassende Sachen war gar nicht zu denken. In dem Zimmer, in dem sie meist schliefen, lagen ihre Anzihsachen überall herum. Unterwäsche, Socken, T-Shirts - sie warfen einfach alles auf den Boden. Ich räumte dauernd hinter ihnen her.

Hatte ich sie angezogen und ein paar Sachen von ihnen zusammengepackt, gingen sie zur Schule, und zwar auf eine andere als ich. Dann kämmte ich mir meine schulterlangen braunen Haare und kniff die Augen zusammen, um mich im Spiegel sehen zu können. Meine Brillengläser waren dick wie Flaschenböden: Ich hatte schlechte Augen, solange ich denken kann. Dann lief ich auch zum Schulbus.

Allerdings ging ich nur sehr unregelmäßig zur Schule. Ich fehlte mindestens ein oder zwei Tage die Woche. Meine erste Schule hieß Mary Bethune. Ich glaube, da war ich in der zweiten oder dritten Klasse. Oft kam meine Mutter und holte mich aus dem Unterricht. Entweder hatten wir einen Arzttermin, oder es gab einen anderen Anlass, zum Beispiel einen Todesfall in der Familie oder eine Hochzeit. Die Arbeit für die Schule musste ich dann nachholen, und das war meistens viel. Ich fand es schlimm, so den Anschluss zu verlieren. Irgendwie glaube ich, dass ich öfter aus dem Unterricht geholt wurde als meine Brüder. Dabei wollte ich doch so gern zur Schule gehen - und ganz normal sein, wie die anderen Kinder.

Wenn ich doch einmal in der Schule war, kam ich mir dumm vor. Oft bat ich einen Mitschüler: »Kannst du mir die Hausaufgaben zeigen, die wir für letzte Woche aufhatten?« Wenn mir einer die Hausarbeiten gab, schrieb ich alles ab und gab mir Mühe, zu Hause alles nachzuarbeiten. Ich machte extrem ungern Hausaufgaben, weil ich so viel Unterricht versäumte. Deshalb fiel ich auch in manchen Kursen durch. Mit zwölf, fast dreizehn Jahren hatte ich gerade mit Mühe die fünfte Klasse geschafft! Immer war ich die Älteste in der Klasse, und das gefiel mir gar nicht.

Einige Lehrer schienen mit Sorge zu sehen, dass ich so schlecht in der Schule war. Manche behielten mich nach der Schule da und versuchten mir zu helfen, wenn ich den Stoff nacharbeitete. Aber das war natürlich schwierig für mich, da ich nur zwei- oder dreimal in der Woche im Unterricht war. Wieso sollte ich mir überhaupt Mühe geben, wenn ich doch bald wieder hinterherhinkte?

Wegen meiner schlechten Leistungen fragte mich in einem Schuljahr einmal eine Lehrerin: »Ist bei dir zu Hause alles in Ordnung?« Ich schwieg einen Moment, aber dann sagte ich Ja. Sie wollte ja nur nett sein, aber mir war klar, die ganze Geschichte konnte ich ihr nicht erzählen.

Freunde hatte ich keine. Wirklich keine. In der vierten Klasse ging ich in der Cafeteria einmal zu einem Mädchen und wollte mich vorstellen. Ich sagte: »Hi, ich bin Michelle.« Ich streckte ihr die Hand hin, aber sie rückte blitzschnell von mir ab.

»Ooooh, du stinkst aus dem Mund!«, rief sie.

Was für eine Demütigung. Danach wollte ich lieber nicht mehr mit Mitschülern reden. Und deshalb saß ich im Unterricht auch immer ganz hinten. Wenn die Lehrerin mich etwas fragte, mochte ich nicht antworten. Einmal fragte sie: »Michelle, wie heißt die Hauptstadt von Ohio?« Ich wusste die Antwort, aber ich wollte sie nicht laut sagen, weil ich manche Wörter nicht gut aussprechen konnte.

»Colum... äh, ich meine Columbus«, versuchte ich zu sagen. Alle lachten mich aus. Am liebsten hätte ich gerufen: »Ich bin nicht zurückgeblieben!« Aber ich glaube, das hätte nichts gebracht. Es dachten sowieso schon alle, ich wäre schwer von Begriff.

Die Lehrerin wollte, dass die anderen netter zu mir waren. »Kinder, man lacht nicht über andere. Das ist nicht schön«, sagte sie. Ich merkte, dass sie Mitleid mit mir hatte. Sie und ein paar andere Lehrerinnen wollten erreichen, dass die anderen sich mit mir anfreundeten.

»Setz dich doch zu Michelle und schau mit ihr ins Buch«, sagte einmal die Lehrerin zu einem Mädchen in meiner Klasse, als wir gerade Lesen hatten.

»Aber die riecht komisch!«, sagte das Mädchen.

Die Lehrerin schimpfte mit ihr und befahl ihr, sich trotzdem neben mich zu setzen. Aber immer, wenn die Lehrerin uns den Rücken zukehrte, rümpfte die Mitschülerin die Nase. Die anderen kicherten, und ich wäre am liebsten im Boden versunken.

Sobald die Lehrer nicht in der Nähe waren, konnten sich die anderen Kinder ungehemmt über mich lustig machen. Auf dem Korridor riefen sie: »Dummkopf!« und »Stinkebär!«. In meinem Rechenkurs sagte ein Junge einmal: »Du bist ja zurückgeblieben und so hässlich.« Ich sah ihn nicht an. »Ins Bett gehen kann sowieso nur einer mit dir, wenn er dir einen Sack über den Kopf zieht«, fügte er hinzu.

Ich tat, als wäre mir das egal. Aber das stimmte nicht. Ich fand mein Aussehen furchtbar, meine ungewaschenen Haare und meine Secondhand-Kleider. Ich roch merkwürdig. Und in fast allen Fächern stand ich schlecht – meist hatte ich Vieren und Fünfen.

Verglichen mit mir schienen die anderen Kinder alle ein viel schöneres Leben zu haben. Sie trugen zum Beispiel Markenklamotten. Auch andere Kinder waren arm, aber meiner Familie schien es besonders schlecht zu gehen.



Viele Erwachsene in unserer Gegend lebten von Sozialhilfe, aber einige gingen doch zur Arbeit. Oft sah ich an der Bushaltestelle Frauen in Krankenschwester- oder Dienstmädchenuniform. Meine Eltern ließen uns nicht zu anderen Kindern nach Hause gehen, deshalb weiß ich nicht genau, wessen Mutter was machte. Ich glaube, viele in unserer Gegend verkauften Drogen, aber wenigstens hatten deren Kinder auf die Art genug zu essen und etwas Anständiges zum Anziehen! Ich hatte vielleicht zwei oder drei Sachen zum Wechseln, von Marken, die heute kein Mensch mehr kennt. Ich trug Shirts aus den Sechzigerjahren, die wir uns in einer Kleiderkammer geholt hatten.

Ab und zu waren Kinder in der Schule auch mal nett zu mir. Ein Mädchen wollte mir Geld zustecken, aber das lehnte ich ab. »Danke«, sagte ich, »aber es geht schon.« Ich fand, es war nicht recht, Geld von ihr zu nehmen. Außerdem wollte sie gar nicht meine Freundin sein – sie hatte nur Mitleid mit mir. Denn wenn ich danach Hallo zu ihr sagen wollte, drehte sie mir einfach den Rücken zu.

Ein anderes Mädchen hatte auch nicht viel Geld. Sie roch ziemlich übel. Wir waren in derselben Jahrgangsstufe. Zum Reden hatte sie niemanden in der Schule, denn die anderen mochten nicht in ihrer Nähe sein. Einmal brachte ich ihr von zu Hause ein Deo mit. Ich sagte: »Da, wasch dich ein bisschen.« Sie nahm es und bedankte sich.

Kunst war das einzige Fach, das ich mochte. Die Lehrerin schien sich tatsächlich für mich zu interessieren. »Du bist begabt«, sagte sie, als sie eine meiner Zeichnungen sah. Im Unterricht malte ich all die Sachen, von denen ich träumte. Ich zeichnete große Häuser, in denen ich am liebsten wohnen würde. Ich zeichnete Familien, die zum Abendessen um einen Tisch herum saßen. Ich zeichnete Kinder im Park mit ihren Eltern unter einem blauen Himmel. Ich zeichnete wunderschöne

Schmetterlinge. Alles, um mich von dem abzulenken, was zu Hause passierte.

Aus irgendeinem Grund zeichnete ich auch gern Wölfe. Das sind die schönsten Tiere, die ich je gesehen habe. In der vierten Klasse habe ich auf jede Seite meines Spiralblocks zwei oder drei Wölfe gemalt. Zu Hause wurde ich zwar ständig in andere Zimmer gesteckt, aber meine Blocks und Stifte behielt ich immer bei mir. Sie waren das Einzige, was nur mir allein gehörte.

Auch Musik mochte ich gern. Bei Schulversammlungen standen alle auf und sangen die Hymne der Schwarzen. »Lift every voice and sing till earth and heaven ring, ring with the harmonies of liberty. Let our rejoicing rise high as the listening skies, let it resound loud as the rolling sea.« Bei dem Lied bekam ich richtig Gänsehaut! Und das ist bis heute so geblieben. Wenn der schreckliche Mann in dem Haus nachts zu mir kam, sang ich manchmal die Melodie leise in meinem Kopf, um mich abzulenken von dem, was gerade mit mir passierte.

Zu Hause habe ich wahnsinnig viel Radio gehört, vor allem Rhythm & Blues. Ich liebte Mariah Carey, Jay-Z, Nas. Der Rhythmus hatte es mir angetan. Manchmal saß ich in einer Ecke und malte, wenn meine Cousins und Cousinen in einem anderen Zimmer schliefen. Und wenn dann keiner in der Nähe war, stand ich auf und tanzte. Vom Zeichnen abgesehen war Tanzen das Einzige, was ich gut konnte.

So schlecht ich auch in der Schule war: Ich las und schrieb gern. Am liebsten las ich Horrorgeschichten, vor allem die Romane von Stephen King. Und nein, Angst machten die mir nicht. Schaurig schön und gruselig fand ich sie. Bis heute lese ich diese Bücher und schaue Horrorfilme. Als ich in der fünften Klasse war, arbeitete ich einmal von sechs Uhr abends bis zum frühen Morgen an der Besprechung eines Buches, das mir gefallen hatte. Ich war sehr stolz auf meine Arbeit, und endlich hatte ich einmal die Hausaufgaben geschafft.

Wenn ich vom Unterricht wegblieb, musste ich mich um die Cousins und Cousinen kümmern. Meine Eltern waren zwar zu Hause, aber die Verantwortung für die Kleinen überließen sie mir. Die meisten waren viel jünger als ich, und auf irgendwen musste ich immer aufpassen. Das Haus war voll von Cousins und Cousinen: Danielle, Christopher, April, Ricky, Eugena und noch viele mehr.

Einmal tauchten zwei Kleinkinder bei uns auf, denen mein Vater die Spitznamen Kiki und Rah Rah gab. Sie waren ein beziehungsweise drei Jahre alt und hatten einen karamellfarbenen Teint und Afrolocken. Ich glaube, sie waren die Kinder einer Verwandten, die sich nicht um sie kümmern konnte. Mir erzählte keiner, was da vorgefallen war, aber gerade um diese beiden kümmerte ich mich sehr viel. Jeden Tag kämmt ich Kikis schwarze Löckchen zu Zöpfen, und Rah Rah flocht ich richtige Rastazöpfe.

»Ba-ba! Ba-ba! Ba-ba!«, rief Kiki, wenn sie ihr Milchfläschchen wollte. Wenn Rah Rah auf dem Fußboden mit ihrem Spielzeuglaster beschäftigt war, nahm ich Kiki auf den Schoß und gab ihr das Fläschchen. Süß waren die beiden – auch wenn ich ihnen immer die stinkigen Windeln wechseln musste.

Ich hatte auch viel Spaß mit meinen Brüdern und den Cousins und Cousinen. Einmal spielten wir Mama am Muttertag einen Streich. Wir holten uns draußen einen großen Stein. Dann banden wir ein Stück Schnur so darum, dass er aussah wie eine Ratte mit Fell. Den Stein legte ich ihr aufs Kopfkissen. Als sie aufwachte, schrie sie: »Wer hat das denn hier hingelegt?« Wir konnten uns vor Lachen nicht mehr halten. Wer das war mit dem Stein, hat keiner verraten. Aber ich nehme an, sie wusste es auch so.

Eddie, Freddie und ich saßen oft zusammen vor dem Fernseher. Die Serie *Kenan & Kel* mochten wir besonders. Kel war dieser begriffsstutzige Teenager, der Orangenlimonade über alles liebte. Immer sagte er: »Wer liebt Orangenlimonade? Kel liebt Orangenlimonade! Hab